



STÄNDIGER DIAKONAT
IM BISTUM LIMBURG

MITTEN DRIN

IMPULSE ZUM DIAKONAT
UND ZUR DIAKONISCHEN DIMENSION DER KIRCHE

SEPTEMBER 2023 - BISCHOF DR. GEORG BÄTZING

VORWORT

Liebe Mitbrüder im Ständigen Diakonat, liebe Geschwister im Glauben,

ganz herzlich gratuliere ich Ihnen zum 50-jährigen Jubiläum im Bistum Limburg. Ich bin sehr dankbar für Ihren Dienst, der die Pastoral und die Kirche bereichert und freue mich sehr, das Jubiläum mit Ihnen zu feiern. Gerne übergebe ich Ihnen einige Impulse zur diakonischen Existenz und zur diakonischen Dimension der Kirche, die ich unter das Motto „Mitten drin“ gestellt habe. Grundlage der Texte sind einige Ansprachen zu den Diakonweihen der Jahre 2017 bis 2023, die ich hierfür überarbeitet habe.

„Mit der Einrichtung des Ständigen Diakonats als eigenständiges sakramentales Amt mit einer Weihe ‚zum Dienst‘ (LG 29) ist das diakonische Profil der Kirche geschärft worden. Der Diakonat wird im Rahmen des einen sakramentalen Heildienstes der Kirche als besondere Repräsentanz des diakonischen Christus verstanden.“¹ So skizziert es der Handlungstext „Frauen in sakramentalen Ämtern - Perspektiven für das weltkirchliche Gespräch“ des Synodalen Wegs. Er stellt die Frage des Zugangs für Frauen und plädiert zugleich für eine generelle Schärfung des diakonischen Profils der Kirche. Denn wir stehen, so sehen es viele, an einem „toten Punkt“, wie es P. Alfred Delp SJ einmal formuliert hat. Für ihn ist die Rückkehr der Kirchen in die Diakonie, in den Dienst an der Menschheit, der Dreh- und Angelpunkt; und zwar in einen Dienst, den die Not der Menschen bestimmt, nicht unser Geschmack und unsere Gewohnheiten. In der menschlichen Begegnung und im echten Dialog (nicht im Monolog rechtgläubiger Ansprache) entbindet sich die Dynamik, von der Papst Franziskus immer und immer wieder spricht.² Dies sind auch die Aufgaben des Diakons, der in der Öffentlichkeit

1 Der Synodale Weg, Handlungstext: Frauen in sakramentalen Ämtern - Perspektiven für das weltkirchliche Gespräch, SW 16, Beschluss des Synodalen Weges von der Synodalversammlung am 11. März 2023 gefasst: https://www.synodalerweg.de/fileadmin/Synodalerweg/Dokumente_Rednen_Beitraege/beschlusse-broschueren/SW16-Frauen-in-sakramentalen-Aemtern.Handlungstext.pdf.

2 Vgl. Bätzing, Georg, Predigt am 20. Juni 2021: https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse_2021/2021-109a-Jubilaeum-Bistum-Dresden-Meissen-Predigt-Bi.-Baetzing.pdf.

oft reduziert wird auf den Dienst am Altar. Dabei ist es so viel mehr, wofür Sie, liebe Mitbrüder, in Ihrem Amt stehen.

Ich hoffe, dass Sie Hilfreiches aus diesem kleinen Heft ziehen können. Vieles gilt sicherlich für verschiedene Formen der Nachfolge Jesu Christi, für haupt- und ehrenamtliches Engagement, für Sendung und Berufung allgemein. Manches nimmt Besonderheiten der Lebensform und des Auftrags eines Diakons sowie die sakramentale Dimension in den Blick, anderes gilt gewiss auch für Priester, Ordensleute und die vielfältigen Formen geweihten Lebens.

Ich freue mich, wenn die Texte zum Austausch anregen, denn wir alle suchen nach Wegen, wie Christsein und Nachfolge in unserer Zeit und angesichts der aktuellen Herausforderungen und Entwicklungen gelebt werden kann. Die frohmachende Botschaft Jesu Christi soll darin spürbar werden.

Ihnen allen, die Sie sich mit Ihrem Dienst in der Kirche einbringen, ein Vergelt's Gott und die Bitte um Gottes reichen Segen für Sie, Ihre Familien und für alle Menschen, die Ihnen anvertraut sind und die Sie begleiten.

Mit Dank und der Bitte um Ihre Verbundenheit und Ihr Gebet auch für meinen Dienst - und mit herzlichen Grüßen

Limburg, September 2023



+ Dr. Georg Bätzing
Bischof von Limburg

ÜBER DAS CHRISTSEIN -

DIAKONE ALS ZEUGEN UND SCOUTS³

Christsein ist so einfach. Es braucht kein Spezialwissen als Einstiegs-kriterium. Man muss sich auch nicht einkaufen, um hier Gesellschafter zu sein. Es braucht nur das, was Paulus im Brief an die Philipper knapp zusammenfasst: An Christus glauben und für ihn da sein. Auf die Gesinnung kommt es an und die beschreibt Paulus sehr konkret: nicht prahlen, nicht streitsüchtig auftreten, den anderen höher einschätzen als sich selbst, auf das eigene Wohl und auf das der anderen bedacht sein, Demut zeigen, die Gemeinschaft der Brüder und Schwestern wertschätzen und ihnen in Liebe verbunden sein. Ein anspruchsvolles Ideal, aber doch nicht unerfüllbar. Es ist die Ausfaltung der Goldenen Regel, die in vielen Kulturen für ein gutes Leben und ein friedvolles Zusammenleben steht und die auch Jesus als grundlegende Weisung gegeben hat.

Jesus Christus selbst ist das Maß unseres Christseins. Er ist das Paradebeispiel der Gesinnung, die wir einüben wollen. Das belegt der Apostel mit dem urchristlichen Hymnus, den er seinem Zuspruch an die mazedonischen Christen in Philippi hinzufügt: Weil Jesus so demütig, so hingabefreudig, so solidarisch mit unserer Schwachheit geworden ist, darum hat Gott ihn „namhaft“ gemacht. Jede und jeder in der damaligen Gemeinde weiß, was damit gemeint ist. „Jesus ist der Herr“, das heißt nichts anderes als: Er trägt den Gottesnamen, er ist Gott.

Denn euch wurde die Gnade zuteil, für Christus da zu sein, also nicht nur an ihn zu glauben, sondern auch seinetwegen zu leiden. Denn ihr habt den gleichen Kampf zu bestehen, den ihr früher an mir gesehen habt und von dem ihr auch jetzt hört.

³ Vgl. Bätzing, Georg, Predigt zur Diakonweihe am 20. März 2021: https://bischof.bistumlimburg.de/fileadmin/redaktion/Portal/OnlineRedaktion/Bischof_Baetzing/Predigten_Bischof_Baetzing/Predigt_Diakonenweihe_Baetzing.pdf.

Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht: Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihr Knie beugen vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: Jesus Christus ist der Herr zur Ehre Gottes, des Vaters. (Phil 1,29 - 2,11)

DIENEN ALS GRUNDDIMENSION

Christsein ist so einfach. Es kommt auf die Gesinnung an. An Christus glauben und für ihn da sein. Darum geht es auch in der Lektion, die der Meister seinen Jüngern erteilt, wenn er vom Herrschen und Dienen spricht (vgl. Mk 10,35-45). Stellen wir uns die Situation vor: Die Gruppe ist mit Jesus aus der Heimat Kapharnaum aufgebrochen nach Jerusalem. Unterwegs spricht er zu den Menschen über Ehe und Ehescheidung, er segnet die Kinder, er antwortet auf die Frage nach dem Reichtum und der Nachfolge und dann vertraut er den Zwölf bereits zum dritten Mal sein erschütterndes Wissen an, dass er in Jerusalem sterben und auferstehen wird. Und was bewegt die Jünger? Sie wollen sich ein kleines Quantum jenes Erfolges sichern, auf den sie ihren Meister zusteuern sehen:

Da traten Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, zu ihm und sagten: Meister, wir möchten, dass du uns eine Bitte erfüllst. Er antwortete: Was soll ich für euch tun? Sie sagten zu ihm: Lass in deiner Herrlichkeit einen von uns rechts und den andern links neben dir sitzen! (Mk 10,35-37)

Da kann man doch nur sagen: schräge Kommunikation. Der Herr schüttet sein Herz aus und die Jünger fantasieren über Karriere. Schlimmer kann man nicht aneinander vorbeireden. Doch Jesus antwortet geduldig. Und dafür bewundere ich ihn. Denn das lässt mich hoffen, dass er auch mit mir Geduld hat, wenn ich ihn nicht verstehe, wenn ich meinen eigenen Fantasien

hinterherlaufe, wenn ich doch wieder wer sein will. Jesus spricht vom Die-
nen. Das ist die Gesinnung, auf die es ankommt, wenn eine und einer zu
Jesus gehören will. Er spricht davon und macht ernst damit:

*Jesus erwiderte: Ihr wisst nicht, worum ihr bittet. Könnt ihr den Kelch
trinken, den ich trinke, oder die Taufe auf euch nehmen, mit der ich
getauft werde? Sie antworteten: Wir können es. Da sagte Jesus zu ihnen:
Ihr werdet den Kelch trinken, den ich trinke, und die Taufe empfangen,
mit der ich getauft werde. Doch den Platz zu meiner Rechten und zu mei-
ner Linken habe nicht ich zu vergeben; dort werden die sitzen, für die es
bestimmt ist. Als die zehn anderen Jünger das hörten, wurden sie sehr
ärgerlich über Jakobus und Johannes. Da rief Jesus sie zu sich und sag-
te: Ihr wisst, dass die, die als Herrscher gelten, ihre Völker unterdrücken
und ihre Großen ihre Macht gegen sie gebrauchen. Bei euch aber soll es
nicht so sein, sondern wer bei euch groß sein will, der soll euer Diener
sein, und wer bei euch der Erste sein will, soll der Sklave aller sein. Denn
auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen,
sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.
(Mk 10,38-45)*

MITTEN IN DER LEBENSWELT DER MENSCHEN

Der Diakon in der Kirche macht also deutlich, woran man Christinnen und
Christen insgesamt erkennen soll: Sie sind dienst-bereit. So verstanden
machen die Weihe und das Amt sie nicht zu Ausnahmegestalten, die heraus-
genommen wären aus dem Volk Gottes, sondern die Weihe stellt einen mit-
ten hinein, um als Personen mit eigener Biographie, Berufung, mit Talenten,
Tugenden und Schwächen an Christus zu glauben und für ihn da zu sein, für
ihn zu stehen und zu gehen, zu denken und zu handeln.

Die ersten Bewährungsfelder eines Ständigen Diakons bleiben seine Familie
und sein Beruf. Manchmal frage ich mich: Ist es eigentlich richtig, dass wir
Diakonen nach der Weihe einen Auftrag in einer Pfarrei zuweisen, sie in ein
Team von hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorgern eingliedern,

wo sie wie die anderen die sogenannten Grunddienste übernehmen? Ist das
die Aufgabe des Diakons? Und entspricht das dem persönlichen Charisma?

Ich frage mich: Reicht es nicht eigentlich aus, wenn Menschen Diakon sind
unter denen und für die, denen sie in ihren Berufen begegnen? Wären sie
nicht dort genau richtig aufgehoben, weil sie dort die „Ränder“ berühren,
an denen Welt und Kirche einander begegnen und bereichern können – wie
es Papst Franziskus ja immer wieder sagt? Denn ob kirchlich hoch verbun-
den oder ausgetreten, ob Christ oder Agnostiker, ob überhaupt gläubig
oder entschieden ohne Glauben: Diakone treffen doch in ihrem Beruf, sei es
etwa im Bereich der Bildung, der Kultur oder im sozialen Bereich, auch auf
Menschen mit der Gesinnung Jesu. Mit ihnen ernsthaft in Beziehung zu tre-
ten, mit ihnen ins Gespräch zu kommen, das hilft uns, Kirche zu entwickeln.
Innerhalb unserer Gemeinden begegnen wir solchen Menschen vielleicht
sogar seltener, aber wir brauchen die gemeinsame Erfahrung mit diesen
Zeitgenossen, um die Kraft des Evangeliums neu zu ermessen und die Fra-
gen zu ergründen, auf die unser Glaube Antwort sucht.

Dann nämlich sind Diakone „Scouts und Zeugen“ der Kirchenentwicklung,
wie es jüngst in einem Artikel beschrieben wurde.⁴ Grenzgänger brauchen
wir, die ganz zu Hause sind in der christlichen Kultur und sich gerne in Wel-
ten darüber hinaus bewegen, um uns in der Kirche zu helfen, unser Ver-
hältnis zu Gott und unserer Lebenswelt für heute zu bestimmen. Diakone
sollten sich als Scouts in die Lebenswelten der Menschen hinein wagen, in
Gespräche, Begegnungen und gemeinsames Tun. Denn das wollen wir doch
neu lernen und es Menschen gerne anbieten: An Christus glauben und für
ihn da sein. Es kommt auf die Gesinnung an. Christsein ist so einfach.

⁴ Vgl. Pogoda, Thomas, Scouts und Zeugen, in: HerKorr 75 [2021] Heft 2, 39-40.

BETENDE⁵

In den Vorbereitungen der Visitationen treffe ich regelmäßig mit den Haupt- und Ehrenamtlichen zusammen, um die besonderen Herausforderungen für die Pfarreien und Einrichtungen zu benennen, aber auch das, was wächst und dazu ermutigt, Neues zu wagen, um Menschen mit dem Glauben und der Botschaft des Evangeliums in Berührung zu bringen. Und natürlich werden auch Erwartungen an den Bischof formuliert: Er soll transparent sein, berührbar und gesprächsbereit; er soll konkret sagen, was im Bistum geschieht, um Missbrauch aufzuklären und einzudämmen und Kinder zu

schützen; er soll zu den heiklen Themen Stellung beziehen, die bereits lange auf der Agenda kirchlicher Erneuerung stehen und so weiter. Mitten unter all diesen Erwartungen klebte aber an der Pinnwand noch ein weiterer Zettel und da stand: Der Bischof soll für uns beten. Das hat mich berührt und es geht mir nach.

Und daran erinnert mich auch dieses Bild.

Denn da schauen uns die Augen eines Beters an. Das Tischgrab seines Stifters, der im Vorgängerbau des heutigen Domes am 30. Juni 948 begraben wurde, ist sicher das bedeutendste Ausstattungsstück des Limburger Domes. Mit all seinen Gestaltungselementen drückt es



Bild: © Fotostudio Werner Baumann

aus, wozu die ehemalige Stiftskirche geschaffen wurde: Sie dient dem Gebet. Hier soll nach dem Willen des Niederlahngauer Grafen Konrad Kurzbald für sein Gedächtnis Sorge getragen werden. Dieser Mann war vermutlich ein ziemlicher Haudegen, er hat gestritten und gekämpft, um sein Einflussgebiet und seinen Besitz zu erweitern. Nachkommen hatte er keine. Fromm war er und klug und darum gründete er ein Klerikerstift mit dem Auftrag des beständigen Gotteslobs und der Fürbitte. Vier dieser Kleriker tragen heute als Säulenfiguren die Deckplatte mit dem Bild des Toten, der – in jugendlichen Zügen dargestellt – dem Himmel und der Auferstehung entgegenblickt. Zwei Trägerfiguren stellen Diakone dar. Sie tragen Bücher in der Hand, solche, aus denen das Stundengebet und das Totengedächtnis gesungen wurden. Also schauen wir uns diesen Diakon etwas genauer an und fragen wir, was er uns über den Dienst sagen kann.

MIT SCHWERER LAST - UND FREUDE

Wie steht er da, dieser junge Diakon? Einen breiten Rücken braucht er, denn er hat viel zu tragen, und doch wirkt er leicht, ganz in seine Aufgabe versunken, konzentriert auf den Dienst. Beten soll er; singen und lesen. Die Vorlage hält er fest in den Händen, in diesem Buch ist das Wort ganz nah bei ihm (vgl. Dtn 30,14). Mit beiden Händen drückt er es an sich. Und doch schaut er nicht gebannt hinein. Mit weit offenen Augen scheint er besonnen undersonnen zu beten. Die Worte, die er liest, die Menschen, für die er betet, die Anliegen, die ihm zu Herzen gehen: Er kennt sie, sie sind ihm vertraut. Er weiß, was er tut. Er weiß, wozu er betet. Man sieht es ihm an. Hingebungsvoll steht er da, als ob er allein für diesen Dienst verantwortlich wäre. Und doch weiß er: Er trägt nicht allein. Andere tun den gleichen Dienst. Manche sogar bärenstark und mit Löwenmut. Er hat seinen Standpunkt, steht sicher an seinem Platz. Aber die Baugeschichte lehrt uns: Er ist beweglich, mobil, versetzbar. Nicht nur, weil das Grabmal im Lauf der Jahrhunderte mehrfach seinen Ort im Dom gewechselt hat: von der Vierung im Dom ins nördliche Querschiff, wieder zurück in die Vierung und dann auf die Empore und schließlich an seinen jetzigen Ort. Auch die Formen waren ganz andere. Erst seit dem 18. Jahrhundert stehen die beiden Diakone am Kopf des Grafen

⁵ Vgl. Bätzing, Georg, Predigt zur Diakonweihe am 06. April 2019: https://bistumlimburg.de/fileadmin/redaktion/Portal/Downloadbereich/Predigt_Diakonenweihe_2019_Baetzing.pdf.

Konrad, viel länger standen sie zu seinen Füßen - kein schlechter Platz für einen Diakon, der Jesus zum Vorbild hat. Erst im 17. Jahrhundert wurden aus den betenden Klerikern überhaupt Tragefiguren, als das Denkmal die Form eines Tischgrabes annahm. Man muss als Diakon offenbar bereit sein, ziemlich viel mit sich machen zu lassen. Ich habe den Eindruck, das ist vielen Weiehkandidaten vorher gut bewusst.

Die Lasten von Menschen tragen helfen und die Last der Kirche spüren, ganz aktuell auch die drückenden Lasten der Gegenwart und Vergangenheit. Lesen können in den Gesichtern von Menschen, die ihnen begegnen; ihre Freuden und Hoffnungen und Bedürfnisse erspüren und Gottes gnädiges Wort dazulegen. Singen als Beruf und auf diese Weise „doppelt beten“; etwas von dem persönlich bezeugen, was im Johannesevangelium so wunderbar atmosphärisch aufscheint:

Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe. Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist und damit eure Freude vollkommen wird. Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebt, so wie ich euch geliebt habe. Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt. Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch auftrage. Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe. Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt. Dann wird euch der Vater alles geben, was ihr in meinem Namen erbittet. (Joh, 15,9-16)

Wir sind Freunde Gottes, getragen von Jesu Liebe. Freude darf uns erfüllen, denn er hat uns erwählt, bestimmt, dass wir uns aufmachen, fruchtbar werden, mit Hingabe leben und uns selbst darin finden. Singen von der Güte und Freundlichkeit unseres Herrn. Mit Hin-

gabe da sein, wo wir hingestellt sind. Ganz bei der Sache, die uns aufgetragen ist. Und doch wissen: Wir stehen nicht allein. Tun, was in unseren Kräften liegt, und darauf vertrauen, dass andere ihren Beitrag leisten; es sind so viele Frauen und Männer, die sich für Kirche engagieren, manche wirklich bärenstark und mit Löwenmut. Wer mag entscheiden, wie viel wessen Beitrag wiegt? Nur Gott kann es wissen. Mit allem Einsatz dürfen wir Mittler sein, im wahrsten Sinn des Wortes zwischen Himmel und Erde stehen; den Raum offen halten, damit Menschen dieser Erde im Leben nicht einfach vor die Wand laufen, sondern immerzu eine Perspektive erfahren. Ein Aufblicken möglich machen, den Ausblick offen halten auf Gott und seinen Himmel, der uns verheißen ist. Die Leichtigkeit dieses wunderbaren Kunstwerks in unserem Dom, die wünsche ich den Diakonen für ihren Dienst - der ja ihr Leben ist. Offenheit und Beweglichkeit gegen miefig verschrobene Verschlossenheit, die viele Menschen heute leider mit der Kirche verbinden, das wünsche ich ihnen für ihren Dienst - der ja ihr Leben ist. Und Besonnenheit, den klaren Blick für das Nötige und beherzte Liebe zu Gottes Wort, das uns in Jesus so nahe gekommen ist, das wünsche ich ihnen für ihren Dienst - der ja ihr Leben ist. Und nie sollen sie das Wichtigste vergessen: zu beten.

IN DER NACHFOLGE VON MARIA,

MARTA UND LAZARUS⁶

Als sie weiterzogen, kam er in ein Dorf. Eine Frau namens Marta nahm ihn gastlich auf. Sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Maria setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu. Marta aber war ganz davon in Anspruch genommen zu dienen. Sie kam zu ihm und sagte: Herr, kümmert es dich nicht, dass meine Schwester die Arbeit mir allein überlässt? Sag ihr doch, sie soll mir helfen! Der Herr antwortete: Marta, Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber nur eines ist notwendig. Maria hat den guten Teil gewählt, der wird ihr nicht genommen werden. (Lk 10,38-42)

Maria, Marta und Lazarus - die Freunde von Jesus geben Anlass, sich mit Merkmalen einer diakonischen Kirche zu beschäftigen. Mich haben die biblischen Geschwister ins Nachdenken gebracht. Drei Dinge sind mir aufgegangen:

1. Im Leben der Kirche ist Gastfreundschaft von Anfang an unabdingbar gewesen und in der Tradition der großen Orden hat sie bis heute einen hohen Stellenwert. Im Gast unseren Herrn Jesus beherbergen, das ist die Idee dahinter. Und so wird gelebter Glaube ganz alltäglich, sehr konkret; der hochgeistigen Beschäftigung mit Wissenschaft und geistlicher Lesung wird in der zwischenmenschlichen Kommunikation auf Augenhöhe ein Gegengewicht geschenkt, das die gute Balance zu wahren hilft. Gast und Gastgeber sind miteinander im Gespräch, tauschen Erfahrungen und Lebensweisheiten aus - und dies „ebenerdig“, denn beide stehen auf demselben Boden der Geschöpflichkeit und der Gnade, aus denen wir leben.

⁶ Vgl. Bätzing, Georg, Predigt zur Diakonweihe am 29. Juli 2023: https://bistumlimburg.de/fileadmin/redaktion/Portal/Meldungen/2023/2023_07_29_Diakonenweihe_Marienstatt.pdf.

Gastfreundschaft gewähren; das ist das eine. Gastfreundschaft in Anspruch nehmen: Das ist für Menschen der Kirche und uns als Institution eher neu und herausfordernd. In einer Situation aber, in der wir in unserem Land als Christinnen und Christen nicht einmal mehr die Hälfte der Bevölkerung ausmachen, sind die Zeiten vorbei, in denen wir alles selber könnten, alle Räume kulturellen und gesellschaftlichen Lebens, Glaubensangebote, Bildung, Erziehung und soziale Hilfen selbst und unabhängig anbieten könnten. Wir sind mehr und mehr darauf angewiesen, Kooperationspartner zu finden, die mit uns bestimmte Werte teilen, konkrete Ziele verfolgen und daraufhin Angebote entwickeln. Papst Franziskus hat also Recht, wenn er in den Enzykliken, in denen es um die großen Menschheitsfragen geht, „alle Menschen guten Willens“ anspricht - und nicht nur die Christen dieser Welt. Um gastliche Aufnahme bitten: Jesus ist sich nicht zu schade dafür und seinen Jüngerinnen und Jüngern trägt er es ausdrücklich auf. Als Mensch, der um Aufnahme bittet, bin ich nicht in der Position der Stärke, alles zu wissen und alles bestimmen zu können. Bescheiden nehme ich an, was mir angeboten wird. Das Leben anderer Menschen wird mir „Dach über dem Kopf“ und eine Möglichkeit, demütig Zeugnis zu geben von dem Gott, der will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (vgl. 1 Tim 2,4). Eine diakonische Kirche der Zukunft wird sich darin einüben, bei anderen Menschen um Aufnahme zu bitten, um sich selbst als Gast zu erfahren - wie Jesus.

2. Maria und Marta. Die Kirche hat sich jahrhundertlang über dieses Evangelium Gedanken gemacht. Lukas hat hier gewiss das bekannte Schema der beiden typischen gegensätzlichen Frauen aufgegriffen, das in der Antike weit verbreitet war. Es hat seit der griechischen Klassik pädagogischen Charakter, denn die beiden Frauen versinnbildlichen mögliche Lebenswege und Lebensentscheidungen. So wurde Marta zum Typus für das tätige Leben und Maria zur Symbolgestalt für das beschauliche Leben. Dieser Text bildet also gewissermaßen die Nahtstelle ab, an der kontemplative Ordensleute leben. Auch der Heilige Bernhard hat etwa die Typologie der beiden Frauen in seinen Predigten entfaltet

und er gibt zwei Hinweise, die gerade heute bedeutsam werden, wo das Leben in einer kleinen und kleiner werdenden Gemeinschaft angesichts vieler Aufgaben herausfordernd und vielleicht gar zu anstrengend geworden ist. „Sei einfach“, rät Bernhard und: „Macht euch frei - vacate!“ Denn man kann nicht beides gleichzeitig in angemessener Weise tun: sich um äußere Angelegenheiten kümmern und frei sein für die innere Sehnsucht nach Weisheit. Die Kirche der Zukunft, wie jede einzelne ihrer Gemeinschaften, wird sich also entscheiden müssen, Prioritäten und Posterioritäten benennen müssen, weil nicht mehr alles geht, wenn die Kräfte schwinden und Ressourcen nicht mehr unbegrenzt zur Verfügung stehen. Auch das gehört zu einer diakonischen Kirche der Zukunft - wieder einfach zu werden.

3. Beten oder handeln? Man könnte denken, mit dem Bild der beiden Frauen führe Jesus vor eine Entscheidungsalternative. Und tatsächlich klingt es ja nicht gerade schmeichelhaft, wenn der Aktiven die Stimme des Meisters entgegenklingt: „Du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber [...] Maria hat den guten Teil gewählt“ (Lk 10,41). In einer Zeit von Lagerbildungen und Polarisierung - auch innerhalb der Kirche - neigen wir tatsächlich zu ausschließenden Alternativen. „Wenn du dies und das betreibst oder ablehnst, dann bist du nicht mehr katholisch“, so heißt es dann. Doch das entspricht gewiss nicht der Absicht des Herrn der Kirche. Das „et, et“ war stets gutes Kennzeichen des Katholischen, darum hat ja auch die Benediktsregel das „Ora et labora“ zum Prinzip. So ist es übrigens auch im Lukasevangelium. Denn die literarische Gesamtkomposition, an deren Ende die Erzählung von den beiden Frauen steht, beginnt mit einer Seligpreisung der Jünger: „Selig sind die Augen, die sehen, was ihr seht. Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr seht, und haben es nicht gesehen, und wollten hören, was ihr hört, und haben es nicht gehört“ (Lk 10,23 f.). Das heißt doch: Jetzt erfüllen sich die alten Verheißungen. Das Reich Gottes, die neue Familie, die neue Gesellschaft Gottes: Jetzt endlich werden sie konkret. Maria sieht und hört es. Sie wird uns also vom Evangelisten als Jüngerin Jesu vor Augen gestellt, an der sich seine Seligpreisung erfüllt. Die neue Zeit, die neue Welt ist also nicht

abstrakte Vision. Jesus ist ihre Mitte und in ihm ist sie bereits da. Aber das aktive Tun wird damit nicht beiseitegeschoben. Denn unmittelbar vor der Erzählung von Maria und Marta steht das Beispiel des barmherzigen Samariters (Lk 10,25-37). Vier Mal wird hier das Stichwort „tun“ verwendet. Und am Ende heißt es - deutlich im Gegensatz zur Quintessenz der folgenden Bibelstelle: „Dann geh und handle du genauso!“ (Lk 10,37)

Lukas gelingt auf diese Weise eine kluge Überwindung von Alternativen, die nur in Sackgassen führen. „Das rechte Tun ist entscheidend. Aber damit die Kirche das Richtige tut, muss sie zuerst einmal hinhören auf das Wort Jesu. Die Kirche muss hinschauen und hinhören. Sie muss es lernen, die Welt mit den Augen Gottes zu sehen. Und sie muss auf das messianisch Neue blicken, das mit Jesus mitten in der Welt begonnen hat. Dann erst wird sie ihre wahre Not entdecken und das Richtige tun.“⁷ Für die Zukunft einer diakonischen Kirche, die den Menschen dient und sich in den großen gesellschaftlichen Herausforderungen bewährt, wird es notwendig sein, Gegensätze miteinander zu versöhnen und die Jüngerschaft unseres Herrn ganzheitlich zu leben, im aufmerksamen Hören und im engagierten Tun. Darum werden ja auch dem Diakon bei der Feier der heiligen Messe die Verkündigung des Evangeliums und die Bereitung der Gaben als Dienste zugewiesen. Die Freunde Jesu von Betanien - hier findet sich so viel für den Dienst als Diakon.

⁷ Lohfink, Gerhard, Ausgespannt zwischen Himmel und Erde. Große Bibeltexte neu erkundet, Freiburg-Basel-Wien 2021, 311f.

EIN DRINGLICHER DIENST

ALS VOLLZEITJOB⁸

„Mütter nehmen sich nicht frei“, heißt es in einem Werbeclip. Er ist so einprägsam wie umstritten, denn er bedient sich zur Werbung für ein Erkältungsmittel tief sitzender, mittlerweile aber stark hinterfragter Rollenmuster. Die Tür zum Kinderzimmer öffnet sich und eine gesundheitlich angeschlagene Frau sagt nur den einen Satz: „Anna, ich muss mich heute leider krank melden, bin mobil erreichbar.“ Da fällt der kleinen Prinzessin ihr Sternenzauberstab aus der Hand und sie bleibt mit offenem Mund verblüfft stehen. Ich will mich nicht in Werbepsychologie vertiefen und auch nicht in die Diskussion, ob eine solche Marketingstrategie schicklich ist. Jedenfalls wirkt sie: Die Botschaft hat sich mir nach mehrmaligem Sehen eingeprägt und ich verbinde die Szene dauerhaft mit dem besagten Grippemittel. Ziel erreicht.

Vatersein, Muttersein, Tochter, Sohn, älterer Bruder, jüngere Schwester ... Es gibt Beziehungskonstellationen, die prägen uns ganz existentiell. Manche davon sind uns schlichtweg vorgegeben, andere haben wir selbstverantwortlich gewählt. Sie gehören zu uns. So sind wir. Das sind wir – jedenfalls auch; und zwar in einer Weise, dass wir es nicht einfach abschütteln können, indem wir diese existentielle Bestimmung verdrängen oder nicht beachten. Manchmal wird es uns in solcher Konstellation bedrängend eng, manchmal fördert sie unser Vorankommen – je nach der Herausforderung, die sich gerade stellt. Und alle Erfahrung sagt: Nur, wenn ich meine vorgegebene oder frei gewählte Daseinsbestimmung kritisch lebe und versöhnt ausfülle, kann ich als Persönlichkeit wachsen und andere beim Reifen nicht allzu sehr behindern, sondern fördern.

⁸ Vgl. Bätzing, Georg, Predigt zur Diakonweihe am 01. April 2017: https://bischof.bistumlimburg.de/fileadmin/redaktion/Portal/OnlineRedaktion/Bischof_Baetzing/Predigten_Bischof_Baetzing/2017_Diakonenweihe_Baetzing.pdf

NICHT BERUF, SONDERN BERUFUNG

Bei der Weihe zum Diakon tritt zum Ehemann-, Vater-, Sohn-, Freundsein ein weiteres Sein hinzu, das von diesem Moment an das Leben prägt – und nicht nur das eigene Leben: Durch das Sakrament der Weihe wird man zum Diakon bestellt. Es geht nicht darum, nur so zu tun, es ist nicht nur eine Arbeit „als“, nicht nur ein zeitweises Engagement. Diakone sind geweiht. Unser Herr, der „nicht gekommen ist, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen“ (Mk 10,45), will sich im geweihten Leben ausdrücken und darstellen. Es geht darum, den dienenden Christus zu repräsentieren und das wird sich in allen Lebensbereichen auswirken, ganz sicher zuerst in der Familie. Darum muss ich die Ehefrauen und eigentlich auch die Kinder fragen, ob sie hinter den Weiehekandidaten stehen und mittragen, was sie sein werden. Es zeigt sich aber auch im Arbeitsumfeld und im Kollegenkreis.

„Ich stehe im Dienst Jesu Christi und der Menschen.“ Das wird aber auch erkennbar sein an dem seelsorglichen Auftrag, der dem Diakon mit der Weihe anvertraut wird und der hoffentlich vielen Menschen zugutekommt. Und Hobby und Freizeit, ehrenamtliches Engagement und freundschaftliche Beziehungen werden von nun an ebenso geformt, gefördert, belastet oder verunmöglicht werden durch das, was er dann ist: Diakon, Diener Jesu und seiner Kirche. Es ist gut und richtig, vor der Weihe, die sich ja im Stillen vollzieht, noch einmal öffentlich das Wissen zu bekunden, worum es geht, und die Bereitschaft, Amt und Dienst dergestalt zu übernehmen, wie die Kirche sie beschreibt.

„*Diakone nehmen sich nicht frei.*“ Der Not der Menschen in ihrer vielfältigen Gestalt abhelfen und der vielfach verletzten, mit Füßen getretenen oder durch Schuld ramponierten Würde von Menschen aufhelfen: Dazu ist Christus gekommen und für diesen seinen Einsatz will er uns gewinnen. Durch uns sollen Menschen nicht nur erfahren, dass ihre bedrückte Situation sich verändert und sie wieder aufrecht im Leben stehen und am Leben teilhaben können; sie sollen noch viel weiter blicken und durch unser beherztes Lebenszeugnis entdecken, wie herzensgut Gott selber ist. Kirchliche

Diakonie gibt sich nicht einfach damit zufrieden, Gutes zu tun, professionell zu handeln, Not zu wenden - sie ruht und rastet nicht, bis Menschen hinter unserem Beispiel Jesus entdecken und in ihm die Güte Gottes selbst. Darauf zielt die Lebensweisheit ab, die der erblindete Tobit seinem Sohn Tobias mit auf den Weg gibt. „Tobias“, das heißt: „Der Herr ist gut.“ Und „Jesus“, das heißt: „Gott rettet“. Er hilft. Gott schafft Erlösung.

Wende dein Angesicht von keinem Armen ab, dann wird sich Gottes Angesicht nicht von dir abwenden! Wie es dir möglich ist: Aus dem Vollen schöpfend - gib davon Almosen! Wenn dir wenig möglich ist, fürchte dich nicht, aus dem Wenigen Almosen zu geben! So sammelst du dir einen guten Schatz für den Tag der Not. Denn Almosen retten aus dem Tod und lassen nicht in die Finsternis geraten. Eine gute Gabe vor dem Höchsten sind Almosen für alle, die sie geben. Was du hasst, das tu niemand anderem an! Auf deinem ganzen Weg soll Böses nicht mit dir ziehen! Von deinem Brot gib dem Hungernden und von deinen Kleidern den Nackten! Von allem, was du im Überfluss hast, gib Almosen, Kind! Dein Auge blicke nicht neidisch, wenn du Almosen gibst! (Tobit 4,7-11.15-16)

DEN BLICK WEITEN STATT WELTVERBESSERUNG

Die Szene der Fußwaschung im Johannesevangelium ist nicht nur eine Handlungsanweisung zum rechten Dienst im Namen Jesu. Sie gibt mit der feierlichen testamentarischen Rahmenhandlung auch Grund und Ziel des christlichen Dienens an. Es ist die Stunde, da Jesus aus dieser Welt zum Vater hinübergeht. In diese Bewegung will er die Seinen mitnehmen, die er liebt; und in diese Dynamik will unsere Verkündigung, unsere Caritas und jede Art von Gottesdienst und Gebet Menschen einbeziehen. Sie sollen mit den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, die ihnen das Leben zumutet, nicht einfach vor der Wand stehen, sondern durchblicken und weitersehen; den Hauch der Ewigkeit spüren und entdecken, dass Gottes Liebe hilft, das Leben zu meistern, weil sie unabhängig macht, innerlich frei und vertrauensvoll.

Es war vor dem Paschafest. Jesus wusste, dass seine Stunde gekommen war, um aus dieser Welt zum Vater hinüberzugehen. Da er die Seinen liebte, die in der Welt waren, liebte er sie bis zur Vollendung. Es fand ein Mahl statt und der Teufel hatte Judas, dem Sohn des Simon Iskariot, schon ins Herz gegeben, ihn auszuliefern. Jesus, der wusste, dass ihm der Vater alles in die Hand gegeben hatte und dass er von Gott gekommen war und zu Gott zurückkehrte, stand vom Mahl auf, legte sein Gewand ab und umgürtete sich mit einem Leinentuch. Dann goss er Wasser in eine Schüssel und begann, den Jüngern die Füße zu waschen und mit dem Leinentuch abzutrocknen, mit dem er umgürtet war. Als er zu Simon Petrus kam, sagte dieser zu ihm: Du, Herr, willst mir die Füße waschen? Jesus sagte zu ihm: Was ich tue, verstehst du jetzt noch nicht; doch später wirst du es begreifen. Petrus entgegnete ihm: Niemals sollst du mir die Füße waschen! Jesus erwiderte ihm: Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir. Da sagte Simon Petrus zu ihm: Herr, dann nicht nur meine Füße, sondern auch die Hände und das Haupt. Jesus sagte zu ihm: Wer vom Bad kommt, ist ganz rein und braucht sich nur noch die Füße zu waschen. Auch ihr seid rein, aber nicht alle. Er wusste nämlich, wer ihn ausliefern würde; darum sagte er: Ihr seid nicht alle rein. Als er ihnen die Füße gewaschen, sein Gewand wieder angelegt und Platz genommen hatte, sagte er zu ihnen: Begreift ihr, was ich an euch getan habe? Ihr sagt zu mir Meister und Herr und ihr nennt mich mit Recht so; denn ich bin es. Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen. Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe. (Joh 13,1-15)

Als vor einiger Zeit das Wort vom „Marshall-Plan“ für Afrika die Runde machte, hat mich das Gespräch mit einem erfahrenen Politiker sehr auf den Boden der Tatsachen geholt. Auf die Frage, ob er denn glaube, dass wir mit unserer staatlichen Entwicklungshilfe und unseren kirchlichen Hilfsprogrammen dauerhaft etwas bewirken, antwortete er: „Ehrlich gesagt - nein!“ Um die Fluchtursachen von Armut, Klimawandel, kriegerischen Auseinandersetzungen und korrupten Machtstrukturen dauerhaft zu ver-

ändern, brauchte es einen erheblich größeren Einsatz, einen, der uns in der westlichen Wohlstandsgesellschaft materiell und ideell wirklich weh tut.

Ich fühle mich erinnert an die Diskussionen, ob denn der selbstlose Einsatz von Mutter Teresa und ihrer Schwestern überhaupt etwas zum Positiven verändert habe in Kalkutta und sonst wo - oder ob er gar dazu beitrage, die himmelschreienden Zustände zu verfestigen, die es zu verändern gilt.

In der Tat, als Weltverbesserer sind wir Christinnen und Christen ziemlich mäßig im Erfolg geblieben, schauen wir ehrlich auf die 2.000 Jahre Kirchengeschichte zurück. Und nicht wenige derer, die sich in der Entwicklungsarbeit, in der Mission und in der solidarischen Hilfe für die Ärmsten der Armen seit Jahren und Jahrzehnten aufreiben, möchten schier verzweifeln angesichts der weltpolitischen Ereignisse im letzten Jahrzehnt. Hat denn die Gerechtigkeit zugenommen und nicht vielmehr das Unrecht? Geht es geordneter zu oder gewinnt das Chaos mehr und mehr die Oberhand? Wo sind denn die Linien erkennbar, auf die hin Völker, Nationen, Religionen sich gemeinsam zubewegen? Und dennoch lassen wir nicht nach im Guten. Und dennoch führen Menschen ein Leben im Dienst. Denn wir wissen um die Grenzen allen Tuns aus eigener Kraft. Aber wir vertrauen darauf, dass unser Sein, unser Handeln, unser Dienen nur Bild und Gleichnis ist für das Wirken Jesu. Ihm trauen wir zu, dass er es kann: Hände öffnen, Herzen weiten, Geist und Sinne ausrichten auf Gott, den Vater und Retter der Welt. Darum ist es der dringlichste Dienst, den Diakone anderen erweisen können, Menschen auf Gott zu verweisen und sie zu Jesus zu führen. Dafür gilt wirklich: „Diakone nehmen sich nicht frei.“

ZÖLIBAT - EIN SKANDALÖSES

ZEICHEN DER NACHFOLGE⁹

Jesus aber antwortete ihnen: Die Stunde ist gekommen, dass der Menschensohn verherrlicht wird. Amen, amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht. Wer sein Leben liebt, verliert es; wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben. Wenn einer mir dienen will, folge er mir nach; und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein. Wenn einer mir dient, wird der Vater ihn ehren. (Joh 12,23-26)

In die Stunde seiner Weihe ist keiner unüberlegt hineingeschlittert. Was wir damit feiern, das ist die persönliche Lebensentscheidung von Männern, die sich lange geprüft und bewährt haben; mehr noch: Es ist die Antwort auf einen Ruf, den Gott an sie gerichtet hat und zu dessen Erfüllung sie nun nach bestem menschlichen Vermögen bereit sind.

Im Weihegespräch frage ich die Priesterkandidaten regelmäßig, ob sie meinen Eindruck bestätigen können: Dies ist der entscheidende Tag. Die Diakonweihe ist der eigentlich bedeutsame Schritt. Denn heute wird ihnen durch das Weihesakrament das Dienstamt Jesu Christi zum Wohl und Wachstum der Kirche übertragen. Und zuvor werden die Kandidaten in feierlicher Form acht Mal ihre Bereitschaft bekunden. Hier geht es um das Ganze - auch um die Wahl des Zölibats als Lebensform, der für unverheiratete Diakone und Diakone auf dem Weg zum Priestertum gilt.

Seid ihr bereit, zum Zeichen eurer Hingabe an Christus, den Herrn, um des Himmelreiches willen ehelos zu leben und für immer eurem Vorsatz

⁹ Vgl. Bätzing, Georg, Predigt zur Diakonweihe am 31. Mai 2020: https://bistumlimburg.de/fileadmin/redaktion/Portal/OnlineRedaktion/Bischof_Baetzing/Predigten_Bischof_Baetzing/Predigt_Diakonenweihe_2020_Baetzing_01.pdf.

*treu zu bleiben, in dieser Lebensform Gott und den Menschen zu dienen?
(aus der Weiheliturgie)*

Würde diese Frage nach der Lebensentscheidung nicht frei und bewusst beantwortet, es wäre fatal. Der Zölibat ist ein hoher Anspruch. Der Zölibat ist hoch umstritten. Der Zölibat ist für viele in der Kirche und für nicht wenige, die ihn versprochen haben, ein Problem. Wie die Treuebindung einer Ehe ist auch der Zölibat eine lebenslange Entwicklungsaufgabe und Stagnation oder mangelnde Eignung bringen Gefährdungen mit sich - für den zölibatär Lebenden und für andere. Die Diskussion über die priesterliche Lebensform als Verpflichtung ist neu entbrannt, nicht zuletzt aus der bitteren Erkenntnis heraus, dass unbewältigte Reifungsproblematiken und drückende Einsamkeit bei einem kleinen Teil der Priester offenbar den Missbrauch begünstigt haben. Wer aber nun annehmen möchte, der Zölibat werde damit endlich ad acta gelegt, der wurde in der ersten Vollversammlung des Synodalen Weges vor etwa vier Monaten in Frankfurt eines Besseren belehrt. Da wurde mit großer Wertschätzung für die Priester zugleich die Sorge um ihre Überlastung ausgesprochen. Da kam zur Sprache, wie kostbar es ist, wenn Gott einen Menschen prägt und das in die Gemeinde spürbar ausstrahlt. „Mich hat der Zölibat immer beeindruckt“, formulierte jemand im Umfeld. „Vor allem deshalb, weil mir immer wieder Zölibatäre begegnet sind, die zum Eindrucksvollsten gehören, was mir im Gewimmel der Zeitgenossen über den Weg gelaufen ist“.¹⁰ Und die Auswertung der 5.300 Eingaben zu dieser Thematik im Vorfeld der Synodalversammlung zeigte im Ergebnis: Wir sollten klären, wie die priesterliche Ehelosigkeit besser lebbar ist, dann können wir auch die Frage von Pflicht und Freiwilligkeit angehen.

ZÖLIBAT IST NICHT PRAGMATISCH

Die Tradition der Kirche kennt zwei geistliche Ausprägungen des priesterlichen Dienstes. In der Ostkirche gründet die Möglichkeit der Verbindung

¹⁰ Nordhofen, Eckhard, Gott ist anders. Plädoyer für den Zölibat - und seine Alternativen, in: HerKorr 2/2020, 38.

zwischen der Ehe und dem Priesteramt in einer geistlichen Entscheidung der Kirche und ist nicht bloß eine disziplinierte Regelung. Die sakramentale Wirklichkeit der Ehe wird sozusagen in die sakramentale Wirklichkeit der Weihe hineingenommen. Dies führt zu einer geistlichen Bereicherung des priesterlichen Dienstes besonderer Art.

Die lateinische Westkirche hat sich bislang entschieden, das priesterliche Amt Menschen zu übertragen, die Gott berufen hat, ihm ihr ganzes Leben im Sinne der evangelischen Räte zu weihen. Mit dieser Entscheidung stellt sich die Kirche als Ganze in besonderer Weise Gott anheim. Sie vertraut darauf, dass er zu jeder Zeit die Menschen beruft, die er berufen will. Sie folgt damit nicht in erster Linie einer Logik pastoraler Bedürfnisse, sondern einer Logik des Vertrauens auf das Wirken des Geistes Gottes. Die Entscheidung für die Ehelosigkeit der Priester um des Himmelreiches willen ist eine geistliche Entscheidung der Kirche. An ihr hängt nicht das Wesen des Priesteramtes. Und darum kann ich mir in Zukunft auch ein fruchtbares Miteinander beider Formen vorstellen.

Wenn ein Diakon sein Ja zur Ehelosigkeit sagt, dann lässt sich diese Entscheidung nur unzureichend mit Motiven der Praktikabilität, der leichteren Verfügbarkeit und des Einsatzes begründen. Die Motivation wird tiefer gründen. Sie entspringt dem Evangelium und ist von Jesus inspirierte Real-Verkündigung des Reiches Gottes. Dieser Ursprung mag geschichtlich überlagert sein von vor- und außerchristlichem Gedankengut (etwa vom früheren Gedanken der kultischen Reinheit und einer gewiss nicht zu leugnenden Tendenz zur Abwertung der Sexualität und von der Sorge um die „libertas ecclesiae“) - letztlich und in seinem Kern ist der Zölibat Ausdruck der Antwort auf die Faszination, die von Jesus ausgeht. Er war und bleibt in gewisser Weise ein skandalöses Zeichen, das auf das Himmelreich und seinen Zeugen Jesus verweist.

Wen kann es denn ernsthaft wundern, wenn in unserer gottvergessenen Zeit das Vorhaben eines jungen Mannes, Priester werden zu wollen, selbst im engsten Kreis der Angehörigen auf Bedenken und Unverständnis stößt.

Irgendwie „schräg“ ist doch nach heutigen Maßstäben nicht nur der Entschluss, ehelos leben zu wollen, sondern der Beruf selbst, den er ergreifen möchte. Natürlich: In den Augen vieler leistet Kirche immer noch manch Nützliches und wir Diakone und Priester sind daran beteiligt. Der Einsatz der Kirchen in Kitas, im sozialen Bereich oder auch in der Caritas werden anerkannt, ebenso das Spirituelle, insofern es Menschen Sinn stiftet und ihnen dadurch zu einem sicheren Stand im Leben verhilft. Das alles ist aber nur ein Teil dessen, was uns aufgetragen ist. Die meiste Zeit werden Diakone und Priester damit verbringen, in Verkündigung und Katechese, bei der Sakramentenspendung und der Eucharistiefeier auf Gott hinzuweisen. Das ist der eigentliche Skandal, den Menschen zunehmend für unnötig halten: davon zu reden, dass Gott Mensch geworden ist, um uns Menschen zu einer einmaligen persönlichen Beziehung mit ihm einzuladen. Anstößig ist, wenn wir behaupten, ohne die Vermittlung der Kirche in irgendeiner Form gebe es keinen Zugang zu Jesus Christus. Es ist ein Skandal in den Augen aufgeklärter Zeitgenossen, wenn der Priester ein Stück Brot in die Hand nimmt und glaubt, was er dann sagt: Das ist *sein* Leib. Sie müssen doch zugeben, dass gegenüber alledem die ehelose Lebensweise geradezu unauffällig wirken muss, zumal heute, wo viele freiwillig oder schicksalhaft unfreiwillig alleine leben.

KEIN BLOSSES ZEICHEN FÜR ANDERE

Insofern stimme ich immer noch Hans Conrad Zander (*1937) und seinen mit flotter Ironie geschriebenen zehn Argumenten für den Zölibat zu, der behauptet: Wir gehören als Glaubensgemeinschaft der katholischen Kirche längst zur „cognitive minority“, zur weltanschaulichen Minderheit. Und weder der Versuch, uns im Milieu eines schützenden Gettos einzuschließen, noch der, uns möglichst unauffällig zu machen, indem wir uns mit der Lebensweise und Weltanschauung der Mehrheit assimilieren, bringen uns aus diesem Dilemma heraus; denn das Dilemma der gesellschaftlichen Position von Kirche unserer Tage hat mit dem zu tun, wofür wir einstehen, mit dem Anspruch Gottes an den Menschen. Die Heilung, so Zander mit Hinweis auf die psychotherapeutische Praxis, beginnt an dem Punkt, an dem die Kirche lernt, ein scheinbar unerträgliches Gefühl bewusst auszuhalten. Deshalb rät er, die

Rolle des Clowns in der gegenwärtigen Welt zu wählen. Ich zitiere: „Der Clown ist komisch. Aber er erleidet seine Komik nicht hilflos. Schon gar nicht versucht er, seine Komik loszuwerden, indem er sein Kostüm abschafft oder ‚liberalisiert‘. Bewusst trägt er sein uraltes Narrenkleid. Statt aus der Rolle, die ihm zugefallen ist, verängstigt zu fliehen, statt sie depressiv zu erleiden, macht er aus ihr eine souveräne Kunst“¹¹ und zeigt so auf unterhaltsame Weise, dass Mehrheit und Macht nicht unbedingt mit Wahrheit in eins fallen.

Die Ehelosigkeit ist ein Zeichen, aber nicht in erster Linie eines für andere und nach außen hin. Es ist Zeichen der Freundschaft, das auf meinen eigenen Glauben zurückwirkt. Mein Versprechen gilt Jesus, der mich zutiefst fasziniert, wenn er sagt: „Wenn einer mir dienen will, folge er mir nach; und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein.“ (Joh 12,26) Und es gilt mir selbst. Der Zölibat ist Erinnerungszeichen an mein Versprechen, an mein Lebensideal, an meine „große Liebe“. Und so empfinde ich ihn gerade dann, wenn es mir zum Weglaufen zumute ist oder wenn ich dabei bin, haarscharf an der Einladung des Evangeliums und an meiner Sendung vorbeizuleben. Gerade dann drückt ja die Ehelosigkeit. Dann erlebe ich sie als eine offene Wunde in meinem Leben, die schmerzt, indem sie daran erinnert, dass ich meine menschliche Erfüllung nicht hier auf Erden finden werde, auch wenn ich mich noch so in die alltäglichen Dinge hineinstürze und sehnsüchtig nach zufriedener Erfüllung suche.

Wenn mich junge Leute fragen, warum ich Priester geworden bin und so lebe, dann antworte ich gern mit einem Wort von Johann Michael Sailer (1751-1832), das er in der Weihnachtsnacht 1796 in sein Tagebuch schrieb: „Du bist es wert, Einziger!“ Damit allein ist es nicht getan, das ist jedem klar. Der Sprung in die Freundschaft mit Jesus sucht seine alltägliche Bewährung, und das ist herausfordernde Beziehungsarbeit im besten Sinn. Das redliche Bemühen, allen Weiheversprechen miteinander gerecht zu werden, wird helfen, eine Lebensform zu verwirklichen, in die wir jeden Tag mehr hineinwachsen. Also: Nur Mut, Jesus ist es wert.

¹¹ Zander, Hans Conrad, Zehn Argumente für den Zölibat. Ein Schwarzbuch, Düsseldorf 1997, 153.

Das Bild der Fußwaschung im Limburger Dom, eine Malerei aus dem 17. Jahrhundert auf den uralten Chorschranken, erinnert an den Ursprung jeder Sendung und jedes Amtes in der Kirche. Im Abendmahlssaal erinnert Jesus in eindrucksvoller Weise daran, dass Menschen im Mittelpunkt all unseres Denkens und Tuns stehen; dass es uns aufgetragen ist, Menschen in ihrer Würde zu stützen und zu schützen, egal in welcher Lebensphase oder Lage sie sich befinden; und dass das Zeugnis für Gott unverkennbar wird im selbstlosen Einsatz für andere. Groß ist, wer dient. Das hat Jesus gleichsam als Präambel in die Grundordnung des kirchlichen Dienstes eingetragen. Ich danke allen Diakonen für den Mut und die Bereitschaft, sich aus Liebe zu Gott und den Menschen für diesen Dienst weihen zu lassen.



Nun wird die Fußwaschung an sich für Jesus nicht allzu anspruchsvoll gewesen sein. Sie war ein außergewöhnliches Zeichen im gewohnten Verhältnis des Meisters zu seinen Jüngern, ein überdeutlicher Ausdruck des Selbstverständnisses Jesu. Schwer war es für die Jünger, es anzunehmen. Man

meint noch an der Malerei zu erkennen, wie sich Petrus innerlich sträubt. Die rituelle Handlung des Waschens selber vollzogen fromme Juden jeden Tag; die Füße werden also nicht allzu pflegebedürftig gewesen sein.

GOTT ALS KRAFTQUELLE

Das ist ganz anders in der Frankfurter Straßenambulanz. Bei meinem Besuch dort sah ich die Badewanne, in der Schwester Karin von der Ordensgemeinschaft der missionsärztlichen Schwestern und ihre ehrenamtlichen Kolleginnen und Kollegen Klienten erst einmal von Kopf bis Fuß waschen, bevor sie sich um ihre körperlichen oder seelischen Beschwerden kümmern. Da ist Fußwaschung wirklich ein Akt. Für die betroffenen Patienten heißt es, eine Schamgrenze zu überwinden; denn sie wissen, wie es unter den abgerissenen Schuhen und Kleidern aussieht. Und für die Helfenden geht es wohl oft bis zur Schmerzgrenze, diesen Menschen einen würdevollen Dienst zu tun. Waschen wird da wirklich zur Wohltat.

Warum tut man sich das an? Tim Giesbers, ein 24-jähriger Journalist aus Köln ohne kirchlichen Hintergrund, wollte der Frage nachgehen und hat Schwester Karin und ihre Kollegen von der Straßenambulanz begleitet. „Gott im Abseits“ hieß das von der Bischofskonferenz gestartete Projekt, das in mehreren Staffeln Kontakt herstellt zwischen kirchenfernen Journalisten und Menschen, die ihren christlichen Glauben und ihre Berufung zum Lebensinhalt machen. Bei dem Projekt traf der junge Reporter auf Menschen im Abseits: Flüchtlingsfrauen aus Afghanistan, Männer vom sogenannten „Arbeiterstrich“ aus Rumänien und Bulgarien, Deutsche mit psychischen Problemen, Alkoholiker, Spieler, Wohnsitzlose. Sie sind abgestürzt, erst auf der Karriereleiter, in Beziehungsnetzen und im sozialen Gefüge; und schließlich durchgerutscht auch durch die sozialen Netzwerke - durch nichts mehr aufgefangen, nur noch durch die Aufmerksamkeit und Selbstlosigkeit engagierter Menschen wie in der Straßenambulanz. Wieso also eigentlich „Gott im Abseits“? Müsste das Projekt nicht vielmehr heißen: „Menschen am Rande, Menschen im Abseits“? Im Laufe der Zeit geht dem jungen Journalisten manches auf, zum Beispiel: „Ohne ihren Glauben,

¹² Vgl. Bätzing, Georg, Predigt zur Diakonweihe am 17.März 2018: https://bischof.bistumlimburg.de/fileadmin/redaktion/Portal/OnlineRedaktion/Bischof_Baetzing/Predigten_Bischof_Baetzing/Predigt_Diakonenweihe_2018_Ba_tzing.pdf.

das hat mir jede gesagt, fehlte ihnen die Kraft zum Weitermachen“, oder: „Nächstenliebe wird nicht aufgebraucht und ist auch nicht endlich, nur weil plötzlich mehr als drei Personen Nächstenliebe in Anspruch nehmen. Ich erkenne da einen echten Vorteil im Christentum.“ Gott als Kraftquelle. Das Beispiel Jesu als innerste Motivation. Berufung, die stark macht für einen außergewöhnlichen Beruf. Und die Erfahrung, dass unser Gott auch da zu finden ist, bei den Menschen und in den Gesichtern, zu denen wir uns in der Regel gar nicht hingezogen fühlen. „Gott im Abseits“ kostet Überwindung. Aber ihn zu suchen und ihm zu dienen ist offenbar ein erfüllendes Lebensprojekt.

Nicht alle werden als Diakon so beispielhaft die Weisung Jesu aus dem Evangelium umsetzen können. Ich kann es auch nicht. Mancher Diakon ist auf dem Weg, Priester zu werden. Manch Ständiger Diakon hat Beruf und Familie und ist so großzügig, darüber hinaus Dienste in der Gemeinde zu übernehmen. Ein anderer ist bereits jahrzehntelang erfahren darin, Hilfsnetzwerke aufzubauen, damit weniger Menschen durch alle Raster fallen, wenn das Leben ihnen zusetzt. Die Lebensentwürfe von Diakonen sind so unterschiedlich wie die Menschen, die das Weiheamt tragen. Was verbindet uns denn in den verschiedenen Ausformungen einer diakonischen Sendung, die als erste Stufe ja gleichsam das Wasserzeichen des sakramentalen Amtes in der Kirche ist?

DER AUFTRAG DES DIAKONS

Unser ehemaliger Regens Dr. Christof Strüder ist in seiner Doktorarbeit über Paulus und die Gesinnung Christi auch der Bedeutung des Wortes „Diakon“ nachgegangen.¹³ Diese Abschnitte seiner theologischen Arbeit haben mich sehr inspiriert. Üblicherweise führt uns die deutsche Übersetzung „Diakon - Diener“ zur Vorstellung des Tischdienstes, so wie die Entstehung des Diakonates in der Apostelgeschichte ja auch beschrieben

¹³ Strüder, Christof, Paulus und die Gesinnung Christi. Identität und Entscheidungsfindung aus der Mitte von 1Kor 1-4, Leuven 2005.

wird. Aber in seiner Grundbedeutung hat das Wort einen viel weiteren Sinn. Der Wortstamm meint nämlich „eilen, rennen, laufen, sich abmühen und dazwischen gehen“. Der Diakon ist ein Mittelsmann, ein Bote, ein Gesandter. So hat Jesus sich selbst verstanden, als Mittler zwischen Gott und den Menschen. Und der Diakon wird damit zum Mitarbeiter Christi, der Gott und Menschen miteinander in Verbindung bringen will. Diakon - einer, der dazwischen geht. Das hat mich besonders angesprochen, und diesen Impuls gebe ich mit als Auftrag:

Wer im Leben der Pfarrei den Eindruck gewinnt, hier geht es mehr um das Gefäß als um den Schatz; mehr um den äußeren Status als den inneren Gehalt; mehr um Selbsterhalt als um Menschendienst, dann gehe er dazwischen und erinnere daran, wozu eine Pfarrei, eine kirchliche Einrichtung, die Kirche insgesamt da ist: Der Schatz, von dem Paulus in der Lesung spricht, das ist das innere Licht, das Gott in unseren Herzen entzündet hat und das uns im Gesicht des Menschen Jesus Gott selbst erkennen lässt. Jesus als wahrer Gott und wahrer Mensch ist der Schatz, der unserer Welt geschenkt ist.

Wenn jemand im pastoralen Dienst den Eindruck gewinnt, in den Teams, den Gremien, bei Planungen und Sitzungen geht es mehr um Pöstchen als um Inhalte, mehr um persönliche Reputation als um Evangelisierung, dann gehe er dazwischen und erinnere daran, dass ja auch Jesus, unser Meister, darauf verzichtet hat, verfügen und verteilen zu wollen. Er wollte nichts mehr, als sich selbst geben, das ist der Ursprung von Tradition in der Kirche. Sie bedeutet Hingabe.

Wer spürt, das gute Gefüge von Gottesdienst, Glaubensdienst und Menschendienst ist auseinander geraten; das Profil hinkt und lahmt nach einer Seite hin, gehe dazwischen und mahne die Rückkehr zu einer guten Balance an, die unser christliches Lebenszeugnis glaubwürdig macht.

Das ist der Auftrag des Diakons - ob gelegen oder ungelegen.

DIE FROHE BOTSCHAFT VERKÜNDIGEN¹⁴

*Empfange das Evangelium Christi:
Zu seiner Verkündigung bist du bestellt.
Was du liest, ergreife im Glauben;
was du glaubst, das verkünde,
und was du verkündest, erfülle mit Leben.
(aus der Weiheliturgie)*

Diakone, so sagt es die Weiheliturgie an mehreren Stellen, sollen das Evangelium in Wort und Tat verkünden. Darum wird ihnen nach der Handauflegung und dem Weihegebet feierlich das Evangelium in die Hände gegeben. Dabei wird entfaltet, wie das geht, das Evangelium zu verkünden: Man muss es empfangen, lesen, im Glauben ergreifen, verkünden und mit Leben erfüllen. Das klingt feierlich und ist gewiss mit einem hohen Anspruch verbunden. Aber zugleich ist darin die lange Erfahrung der Kirche seit den Tagen der ersten Jüngerinnen und Jünger im Umgang mit der Kostbarkeit des Wortes Gottes konzentriert auf den Punkt gebracht. Wer also als geweihter Diakon im Dienst der Kirche das Evangelium bezeugt - ob in einer Predigt, in der Katechese, in pastoralen oder sozialen Projekten, sollte diesen inneren Weg der Aneignung und Deutung gehen. Lasse er - auch wenn noch so zeitlicher Druck herrscht - keine dieser Etappen aus. Das Evangelium, die frohe Botschaft, können wir nur empfangen, wir können sie uns nicht nehmen, nicht zurechtbasteln, nicht eindampfen oder zurechtstutzen; das Evangelium ist für uns alle die große Vorgabe, ein weiter Raum, in dem immer neue Entdeckungen möglich sind. Und um die zu machen, empfiehlt es sich, sorgfältig zu lesen, nicht nur einmal, immer wieder - und vor allem auch gemeinsam mit anderen. Lesen und im Glauben ergreifen, das bedeutet mehr als: „Jetzt hab ich's kapiert!“ „Ergreifen“ meint wohl, es mir zu Eigen machen; es wirklich an mich heranlassen - gerade dann, wenn es

¹⁴ Vgl. Bätzing, Georg, Predigt zur Diakonweihe am 26. November 2022: https://bistumlimburg.de/fileadmin/redaktion/Portal/OnlineRedaktion/Bischof_Baetzing/2022_Predigten_Baetzing/Predigt_Diakonenweihe_Baetzing_2022.pdf.

mich beansprucht, wenn es unangenehme Fragen stellt, wenn es so gar nicht passen will zu Zeitgefühl und persönlicher Stimmungslage. Erst dann kann Verkündigung gelingen, erst dann wird unser Wort andere Menschen erreichen können. Und viel mehr als unser Wort kann unser Leben, unser Beispiel überzeugen. Ohne dies ist jede Verkündigung hohl und sinnlos. „Empfange das Evangelium Christi. Zu seiner Verkündigung bist du bestellt. Was du liest, ergreife im Glauben, was du glaubst, das verkünde, und was du verkündest, erfülle im Leben.“ Dieses Deutewort ist für mich eine kleine Anleitung für gelingende Verkündigung.

ANGST ALS RATGEBER?

In manchen Situationen fällt es jedoch nicht leicht, von Gottes frohmachender Botschaft zu sprechen - das Leben erzählt davon, die Texte der Heiligen Schrift, die liturgischen Feste im Laufe des Jahres. Am letzten Tag des Kirchenjahres, bevor mit dem Advent ein neuer Abschnitt beginnt, finden sich am Samstag der 34. Woche (Jahr II) die folgenden Texte:

Und er zeigte mir einen Strom, das Wasser des Lebens, klar wie Kristall; er geht vom Thron Gottes und des Lammes aus. Zwischen der Straße der Stadt und dem Strom, hüben und drüben, steht ein Baum des Lebens. Zwölfmal trägt er Früchte, jeden Monat gibt er seine Frucht; und die Blätter des Baumes dienen zur Heilung der Völker. Es wird nichts mehr geben, was der Fluch Gottes trifft. Der Thron Gottes und des Lammes wird in der Stadt stehen und seine Knechte werden ihm dienen. Sie werden sein Angesicht schauen und sein Name ist auf ihre Stirn geschrieben. Es wird keine Nacht mehr geben und sie brauchen weder das Licht einer Lampe noch das Licht der Sonne. Denn der Herr, ihr Gott, wird über ihnen leuchten und sie werden herrschen in alle Ewigkeit. Und der Engel sagte zu mir: Diese Worte sind zuverlässig und wahr. Gott, der Herr über den Geist der Propheten, hat seinen Engel gesandt, um seinen Knechten zu zeigen, was bald geschehen muss. Siehe, ich komme bald. Selig, wer an den prophetischen Worten dieses Buches festhält! (Offb 22,1-7)

Nehmt euch in Acht, dass Rausch und Trunkenheit und die Sorgen des Alltags euer Herz nicht beschweren und dass jener Tag euch nicht plötzlich überrascht wie eine Falle; denn er wird über alle Bewohner der ganzen Erde hereinbrechen. Wacht und betet allezeit, damit ihr allem, was geschehen wird, entrinnen und vor den Menschensohn hintreten könnt! Die Tage über lehrte Jesus im Tempel; die Nächte aber verbrachte er draußen bei dem Berg, der Ölberg heißt. Schon früh am Morgen kam das ganze Volk zu ihm in den Tempel, um ihn zu hören. (Lk 21,34-37)

Welches „Evangelium“ spricht aus diesen Texten? Welche gute Nachricht eröffnen sie uns? Was dürfen wir als frohe Botschaft mit ins Leben nehmen? Die Schriftlesungen dieser Tage sind von einem bestimmten Bewusstsein der frühen Christinnen und Christen geprägt. Was sie persönlich noch mit diesem Jesus erlebt haben oder was ihnen durch andere erzählt wurde, das hat alles verändert. „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe“ (Mk 1,15) in ihm. Und sie empfinden ihre eigene Situation und auch die bedrängenden Erfahrungen einer Minderheit am Rand der römischen Gesellschaft als eine Zeit, die insgesamt zu Ende geht. Sie selbst empfinden sie als kleine Gruppe mit einem großen Auftrag für die „letzte Generation“.

Wir dürfen uns das ruhig sehr konkret vorstellen. Das Lebensgefühl der Christinnen und Christen, für die die Offenbarung des Johannes oder das Lukasevangelium geschrieben worden sind, ähnelt dem der Bewegung heute, die uns irritiert und manches Kopfzerbrechen bereitet. Die überwiegend jungen Leute verstehen sich angesichts drohender Kipp-Punkte als „letzte Generation“, die noch in der Lage ist, einen Klimakollaps aufzuhalten. Das erklärte Ziel dieses Bündnisses von Aktivisten aus der Umweltschutzbewegung lautet: Mit Mitteln zivilen Ungehorsams wollen sie Maßnahmen der Regierung gegen die Klimakrise erzwingen. Es dulde keinen Aufschub mehr. Man kann zu diesen Leuten und ihren Aktionen stehen, wie man will, aber irgendwie wurden sie aus der Lethargie geweckt, die noch viel zu viele von uns entspannt in die Zukunft blicken lässt. Wenn ihre Protagonisten öffentlich auftreten, dann spürt man förmlich die Zukunftsangst, die sie gepackt hat. Ich kann sie zum Teil verstehen, aber ist Angst wirklich ein guter Ratgeber?

Jedenfalls scheint die „letzte Generation“ der frühen Christen sich an anderen, positiven Bildern orientiert zu haben. Eine himmlische Stadt mit Wasser erster Güte; nichts welkt mehr, niemand muss Durst leiden; diese Stadt krankt an nichts. Ihr Geheimnis: Gott ist alles in allem. Er steht in der Mitte, und er teilt mit den Opfern der Geschichte den Thron seiner Herrschaft. Solche Bilder machen Mut, und sie sind nicht einfach „fantasy“. Ihnen liegt die kritische Beobachtung der Gegenwart und der aufmerksame Blick in die Umwelt, aber auch die geistreiche Lektüre und Aneignung der Verheißungen des Alten Testaments zugrunde. Und der kurze Abschnitt aus dem großen 21. Kapitel des Lukasevangeliums unterstreicht es. Die alternde Welt ist letztlich schon vergangen, die neue Schöpfung kommt; sie ist schon angebrochen. Jesus bürgt dafür.

HOFFNUNG IM ANGESICHT DER NOT

„Angst essen Seele auf“, wie es ein Filmtitel bezeichnet. Das ist leider Gottes wahr, wenn es nicht lohnende Aussichten und erreichbare Zukunftsziele gibt. Im Grunde zählen Christinnen und Christen aller Generationen zur „letzten Generation“. Auch wenn sich die Erwartung des unmittelbar bevorstehenden Endes der Welt und der Wiederkunft Christi nicht erfüllt hat, die unsere frühen Glaubensgeschwister wirklich bewegte, so positionieren wir uns doch auch irgendwo zwischen der Mitte der Zeit, der in Jesus erfüllten Zeit und ihrem Ende. Wir beschönigen nichts. Wir sehen die Risiken und werden der Verantwortung leider Gottes oft genug nicht gerecht, die uns aufgetragen ist. Wir brauchen die Mahnung des Herrn, die auch zur Reich-Gottes-Verkündigung gehört: „Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15). Damit aber die drohende Katastrophe uns nicht lähmt, gibt unser Glaube uns hoffnungsvolle Bilder der Verheißung. Papst Franziskus ist für mich einer, der sehr genau spürt, was die Stunde geschlagen hat und worin wir gefordert sind. Seine beiden letzten Enzykliken über Gerechtigkeit, ökologische Verantwortung und weltweite Geschwisterlichkeit lassen nichts an Realitätssinn zu wünschen übrig. Aber der große Rahmen, der sich in den Überschriften spiegelt, macht Mut: „Laudato si“ (gelobt sei der Herr) und „Fratelli tutti“ (wir alle sind Geschwister); daraus spricht doch Zuversicht.

In bedrängter Zeit schrieb der Jesuit Alfred Delp kurz vor seiner Hinrichtung im Gefängnis Notizen zum Schicksal der Kirchen in der kommenden Zeit nieder. Und er war überzeugt: „Das alles aber wird nur verstanden und gewollt werden, wenn aus der Kirche wieder erfüllte Menschen kommen [...], nicht die heilsängstlichen [...] erschreckten Karikaturen“¹⁵. Und er fügte hinzu, erfüllte Menschen, „denen es nur um eines geht: im Namen Gottes zu helfen und zu heilen“ (ebd.). „Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht [...] geschunden haben im Dienste des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonst wie kranken Menschen“ (ebd., 140). Ja, dem ist eigentlich nichts hinzuzufügen. Und damit sind den Diakonen und uns allen die Felder zugewiesen, in denen wir uns austoben können mit all den wunderbaren kreativen Gaben, die wir mitbringen; und in denen wir uns zu bewähren haben als Menschen, die an die gute Nachricht des Evangeliums glauben und sie bezeugen.

¹⁵ Delp, Alfred, *Mit gefesselten Händen. Aufzeichnungen aus dem Gefängnis*, Freiburg 2007, 141f.



KATHOLISCHE
KIRCHE

BISTUM LIMBURG